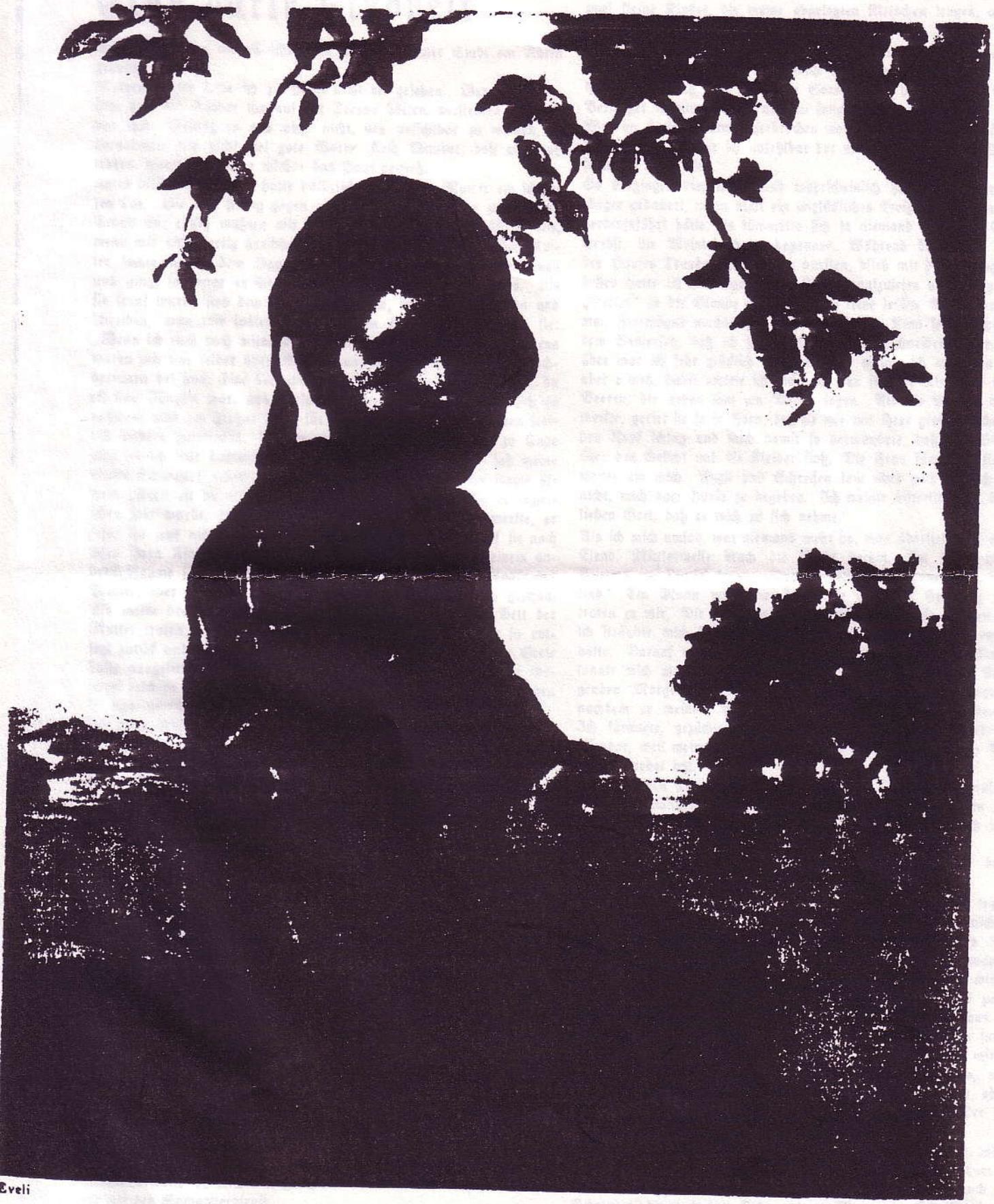


# Leben und Glauben

EVANGELISCHES WOCHENBLATT



Eveli

# Aus dem Leben

Wahrheitsgetreue Aufzeichnungen

## Eine harte Kindheit

Als jüngstes von vier Geschwistern bin ich in einer Stadt am Rhein geboren.

Meinen Vater habe ich zu Hause nicht oft gesehen. Wenn er heimkam und wir Kinder ihn auf der Treppe hörten, versteckten wir uns vor ihm. Gelang es uns aber nicht, uns unsichtbar zu machen, so vernahmen wir nicht viel gute Worte. Kein Wunder, daß wir froh waren, wenn der Vater wieder das Haus verließ.

Unter diesen Umständen hatte natürlich auch unsere Mutter ein schweres Los. Sie war streng gegen uns und hielt uns frühe zu fleißiger Arbeit an; emsig mußten wir für fremde Leute striden. Wehe uns, wenn wir nicht fertig brachten, was sie von uns verlangte! Die Mutter suchte neben dem Haushalt durch Plätten etwas zu verdienen und ging, so lange es ihr möglich war, auch ins Kundenhaus. Als sie krank wurde und das Bett hüten mußte, lehrte sie mich lesen und schreiben, was mir später wohl zustatten kam. Wie oft sagte sie: „Wenn ich euch doch mitnehmen könnte, ihr armen Kinder!“ Meistens waren wir uns selber überlassen, die und da aber erschienen die Nachbarinnen bei uns. Eine derselben war besonders um mich besorgt, da ich das Jüngste war, und versprach unserer Mutter, mich zu sich zu nehmen, was ein großer Frost für die Kranke war. Es ist dann freilich anders gekommen. Als es mit unserer lieben Mutter zu Ende ging — ich war damals fünf und ein halbes Jahr alt — saß meine älteste Schwester neben ihrem Bett, hielt ihre Hände und fragte öfters: „Möchtest du etwas, kann ich dir etwas geben?“ Da es inzwischen spät wurde, schickte die Mutter sie ins Bett und bemerkte, es lebe ihr jetzt nichts mehr. Mitten in der Nacht jedoch rief sie nach allen ihren Kindern, allein sie hörten es nicht, weil sie in einem andern Raume schliefen; nur ich hatte mein Bett hinter dem Lager der Mutter, aber ich war noch zu klein, um zu verstehen, was geschah. Als meine drei Schwestern am folgenden Morgen an das Bett der Mutter traten und die älteste ihr die Hand geben wollte, fuhr sie entsetzt zurück und schrie: „Die Mutter ist ja ganz kalt!“ Die treue Seele hatte ausgelitten! Wir weinten zum Gotterbarmen. Auf unser Geschrei erschien ein älteres Fräulein, fragte uns, was denn geschehen sei und meinte, wir hätten sie rufen sollen.

Ich weiß heute nicht mehr, wie nun alles kam. Wir Kinder waren im Nachbarhause, bis unsere Mutter beerdigt wurde. Der Vater sagte mit finstern Gesicht: „Ich weiß nicht, was ich mit euch anfangen soll!“ Daraus erschien ein Prediger, der meine zwei älteren Schwestern mit sich nahm und versprach, sie recht zu versorgen. Sie sind nach Paris gekommen, wo sie sich noch heute befinden. Die zweitjüngste meiner Schwestern kam zu einer Töpfersfamilie nach Schaffhausen, lief aber bald davon, da die Pflegemutter oft betrunken war. Ich blieb eine Zeitlang bei der Nachbarin, die der Mutter versprochen hatte, mich zu behalten. Ob mein Vater ihr hätte ein Kostgeld bezahlen sollen, kann ich nicht sagen. Eines Tages nahm er mich weg, da er in der Zeitung ein Inserat gelesen hatte des Inhalts, eine Frau sei bereit, „im Namen des Herrn“ ein Kind anzunehmen. Nun ging's mit der Bahn nach G.

Ich kam zu einem Großbauern in eine für mich neue Welt. Meine bisherigen Kleider mußte ich weglegen, dafür bekam ich ein leichtes Leinwandkleid. Auf dem Bauernhof gab es nun allerlei Arbeit für mich. U. a. mußte ich an einer Eichel Stroh zu Streu für das Vieh zerschneiden. Daneben konnte ich auch die Schule besuchen. Eines Tages verletzte ich mich beim Strohschneiden an der Eichel ernstlich, so daß ich bestig blutete. Man schickte mich zum Brunnen, um das Blut abzuwaschen, es war aber Zeit, zur Schule zu gehen. Als der Lehrer meinen Zustand sah, entließ er mich in der Meinung, man werde mir zu Hause die verletzte Hand verbinden; dazu hatte aber niemand Zeit. Glücklicherweise sah mich eine Frau am Brunnen, rief mich zu sich und tat mir den Samariterdienst.

In die Schule ging ich sehr gerne, dort verlebte ich meine Erholungsstunden. In den Ferien weinte ich mich täglich in den Schlaf. Oft

mußte ich auf den Aedern Steine zusammenlesen. Bei dieser Arbeit vergoß ich meistens bittere Tränen und rief dann nach meiner Mutter. Als ich eines Abends mit verschwollenen Augen nach Hause kam und die älteste Tochter dies wahrnahm, rief sie mich in die Stube, die ich sonst gewöhnlich nicht betreten durfte. Die Familie hatte noch zwei kleine Kinder, die meine abgelegten Kleider trugen, als diese mir zu eng wurden.

Sonntags war Bibelstunde und Sonntagschule im Hause, aber ich erinnere mich nicht, daß man mich daran teilnehmen ließ. Ob der Grund darin lag, daß ich keinen Sonntagsrod hatte oder weil meine Versorger meinten, ich sei noch zu jung dazu, weiß ich nicht.

War im Haushalt etwas zerbrochen worden oder passierte sonst etwas Unergerliches, so war ich unfehlbar der Sündenbock, und an Schlägen lebte es dann nicht.

So vergingen vier Jahre und wahrscheinlich hätte mein Elend noch länger gedauert, wenn nicht ein unglückliches Ereignis eine Aenderung herbeigeführt hätte. Es kümmerte sich ja niemand um mich. Es war Herbst; die Weinlese hatte begonnen. Während die beiden Kinder des Hauses Trauben abschneiden durften, blieb mir dies versagt; statt dessen hatte ich die abgefallenen Beeren aufzulesen und die gefüllten „Gelten“ in die Stände zu legen, was keine leichte Arbeit war. Als man Feierabend machte, gab mir das jüngere Kind seine Schere mit dem Bemerkten, daß ich jetzt auch Trauben abschneiden könne. Darüber war ich sehr glücklich und mit Eifer machte ich mich ans Werk; aber o weh, dabei achtete ich nicht auf das jüngere Kind und auf die Beeren, die neben ihm am Boden lagen. Als die Mutter das bemerkte, geriet sie so in Zorn, daß sie mir mit ihrer großen Schere auf den Kopf schlug und mich damit so verwundete, daß das Blut mir über das Gesicht und die Kleider floß. Die Frau kümmerte sich nicht weiter um mich. Angst und Schreden kam über mich und ich wagte nicht, mich nach Hause zu begeben. Ich weinte bitterlich und bat den lieben Gott, daß er mich zu sich nehme.

Als ich mich umfab, war niemand mehr da, man überließ mich meinem Elend. Mittlerweile brach die Nacht herein. Da hörte ich eine Stimme im Dunkel sagen: „Das ist gewiß des Bauern N. Pflegekind.“ Ein Mann und eine Frau, die auf dem Heimweg waren, traten zu mir. Die Frau wollte mich nun nach Hause bringen, allein ich sträubte mich dagegen, da ich ja doch nur Schläge zu erwarten hatte. Darauf nahmen die beiden Leute mich mit in ihr Dorf; ich konnte mich waschen, bekam zu essen und ein Nachtlager. Am folgenden Morgen brachte mich mein Gastgeber zu den Pflegeeltern, nachdem er meinem Vater geschrieben hatte, was vorgefallen war. Ich fürchtete, gezüchtigt zu werden; die Züchtigung blieb aber aus, offenbar, weil mein Beschützer ein kräftiges Wort mit meinem Pflegeeltern geredet hat.

Am folgenden Tage erschien mein Vater und forderte mich auf, mein Bündel zu schnüren und ihn auf die Bahn zu begleiten. Mein „Bündel“ war bald geschnürt, arm wie eine Kirchenmaus besah ich ja nicht die allergeringsten Häßlichkeiten.

Unterwegs erntete ich Vorwurf über Vorwurf; der Vater bellagte sich, er habe nichts als Scherereien meinerwegen.

Im Bahnwagen saß ein älterer Herr uns gegenüber. Dieser legte sich ins Mittel und sagte zu meinem Vater: „Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, ob Sie der Vormund oder Pflegevater dieses Kindes sind. Jedenfalls ist es nicht schuld an seiner Armut; man sieh! ihm an, daß es noch wenige gute Tage gehabt hat.“ Als wir ausstiegen, forderte der Herr uns auf, mit ihm in einen Laden zu kommen und staffierte mich hier mit einem neuen Kleidchen aus. Dies veranlaßte meinen Vater, nun doch auch etwas für mich zu tun und mir ein Paar Schuhe zu verschaffen. Mein Wohlthäter gab mir keine Adresse und forderte mich auf, ihm gelegentlich mitzuteilen, wie es mir gehe. „Gerne“, fügte er hinzu, „nehme ich dich mit mir, aber da meine Frau gegenwärtig krank ist, geht es leider nicht.“ Der Vater nahm mir die Adresse weg, was mir sehr leid tat.

Nun wurde ich bei armen Leuten versorgt, die zwei Söhne und drei Töchter hatten, von denen die eine Damenschneiderin war. Hier hatte ich es recht, man war gut mit mir. Zu diesen Leuten kam auch meine Schwester, die nach dem Tode unserer Mutter in Schaffhausen versorgt worden war. In der Schule kam ich gut fort, sie war mir stets der liebste Ort; der Lehrer trug mir zu meiner Freude manchen Bo-

gang auf. Leider aber nahm mein Geschick wieder eine neue Wendung. Da man mit meiner Schwester nicht zufrieden war, wurde sie neidisch auf mich, schrieb unserem Vater und veranlaßte ihn, mich bei den guten Leuten wegzunehmen.

Jetzt kam ich zu einer Tante, wiederum auf einen Bauernhof. Auch diesmal hatte ich das Glück, bei einem trefflichen Lehrer die Schule besuchen zu können. Da dieser von meinen Fähigkeiten und meinem Fleiße befriedigt war, fragte er mich vor dem Examen in der sechsten Klasse, ob ich nicht Lust hätte, Telegraphistin zu werden, was ich mit Freuden bejahte. Mein Lehrer verwendete sich bei der Gemeindebehörde, um mir den Besuch der Sekundarschule zu ermöglichen, und sprach über den Plan auch mit meinem Vater. Allein dieser wollte nichts davon wissen, einfach aus dem Grunde, weil er etwas mehr als bisher hätte für mich bezahlen sollen. So wurde mir der Weg zur Erlernung des Berufes, der mir winkte, versperrt. Ich hatte die sogenannte Repetierschule je am Dienstag und Freitag vormittag zu besuchen. Mein Vater war der Meinung, ich könnte bei meiner Schwester den Schneiderinnenberuf erlernen, was aber ihre Lehrmeisterin bestimmt verneinte mit der Begründung, sie sei ja viel zu flüchtig.

Was sollte denn nun aus mir werden? Oft fragte ich mich: „Warum bin ich auf die Welt gekommen? Es wäre für mich besser, nicht geboren worden zu sein!“

Ich wurde zu strenger Arbeit angehalten. Dosters, wenn ich zur Schule sollte, polsterte der Vetter schon morgens um fünf Uhr an meine Kammertüre und rief: „Stehe auf, der Ader da und da muß noch gepflügt werden, ehe du zur Schule gehen kannst.“ Er entließ mich von der Feldarbeit gewöhnlich so spät, daß ich nicht rechtzeitig zur Schule kam, zumal ich dorthin eine halbe Stunde Weges hatte. „Das Lernen trägt nichts ab“, meinte er. Der Lehrer machte mir wegen meines Zuspätkommens keine Vorwürfe, er wußte schon Bescheid. Hungrig lag ich in der Schulbank, denn ich hatte kein Frühstück bekommen. Der gütige Lehrer brachte mir dann in der Pause meistens ein Stück Brot.

Meine Verwandten hatten einen großen Bauernhof, viel Acker und Ackerland. Da gab es soviel Arbeit, daß ich niemals ein freies Stündlein hatte. Oftmals, wenn wir zum Nachessen gingen, fragte ich die Base, ob ich nicht ein Stücklein Brot bekommen könnte, allein vergeblich, trotzdem soviel Brot vorhanden war, daß es oft schimmelig wurde. „Chascht Herböpfel frässe“, schmähte der Vetter, „me hät di ja au nu für de Mist.“ Zur Winterszeit mußte ich neben meinen übrigen Arbeiten für fremde Leute striden, allwöchentlich zwei Paar Socken, damit die Base dafür etwas Bargeld bekam. Ich tat es gerne, durfte ich doch mich in der warmen Stube aufhalten.

Durch ein schlimmes Ereignis fand dieser Lebensabschnitt ein Ende. Es war im Oktober, bereits lag Raubreif auf Bäumen und Wiesen. Eines Morgens nach dem Frühstück befahl mir der Vetter, drei Ochsen auf die Weide zu treiben. Darfuß schritt ich den langen Weg hinter den Tieren her. Der Vetter hatte darauf gerechnet, daß die Sonne ausgehen werde und ein milder Herbsttag zu erwarten wäre. Allein dem war nicht so. Düstere Wolken bedeckten den Himmel und es war empfindlich kalt. Als ich auf die Weide kam, wollten die Ochsen nicht fressen, begannen zu boden und machten sich plötzlich heimzu. Ich, halb erfroren, ihnen nach und band sie vor der Stalltüre an. Nun wollte ich dem Vetter sagen, wie es zugegangen, aber kaum war er aus dem Hause gekommen, traf mich ein Hagel von Schlägen, mit dem Weißsteden traktierte er mich. Als Nachbarn dies sahen, eilten sie herzu und riefen: „Wollt Ihr das Kind totschlagen?“ Auch die Base kam herbei und nahm ihrem Manne die Peitsche weg. Unterdessen konnte ich mich unbemerkt wegschleichen und mich in einem großen Jag verstellen. Zur Mittagszeit hörte ich, wie die Base mir rief, und als ich nicht herbei kam, zu ihrem Manne sagte: „Wenn das Kind ins Wasser gesprungen ist, so trägt du die Schuld!“ Ich hielt mich in dem Jag, das hinter der Scheune stand, ganz still mit dem festen Vorsatz, wenn alle schlafen gegangen, zu meinem Lehrer zu eilen, um ihm meine Not zu klagen. Die Base aber fand keine Ruhe, überall suchte sie mich und rief meinen Namen, sogar auf den Heustod ist sie gestiegen. Aus dem nahen Wald ertönten die Stimmen der Nachteulen, sie machten ein solches Geschrei, daß ich mich fürchtete. Endlich gab ich der Base Bescheid; erfreut, mich gefunden zu haben, wollte

sie mit zu essen geben, ich konnte und wollte aber nichts zu mir nehmen und legte mich in den Kleidern auf mein Bett. Am folgenden Morgen nach dem Frühstück zog ich meinen Sonntagsstaat — wenn man die Fädnchen so benennen darf — an; meine Striemen und Beulen hatte ich von dem Blute gereinigt. Unbeachtet verließ ich das Haus, nur eine Nachbarin bemerkte mich und sagte zu mir: „Hast du auch etwas gegessen? Adieu, du armes Kind!“ Ich rannte in den Wald hinein und erreichte von dort die Schule. Meine Mitschüler und der Lehrer schauten mich ganz entsetzt an. Letzterer ließ mich nach dem Unterricht in seine Wohnung kommen und forderte mich auf, ihm alles zu erzählen. Auf seine Frage, ob ich nicht jemand hätte, bei dem ich ein paar Tage Unterkunft finden könnte, nannte ich ihm eine Tante in W. Der Lehrer begleitete mich auf den Bahnhof und löste für mich eine Fahrkarte.

Nach langem Suchen fand ich endlich meine Tante. Ich war aber schwer enttäuscht über den Empfang, den sie mir bereitere. „Wo kommst du her und was willst du hier?“ fragte sie mich. Ich gab ihr den Brief, den mir der Lehrer mitgegeben hatte, allein er weckte bei ihr kein Erbarmen. Meine Bitte, wenigstens ein paar Tage bei ihr bleiben zu dürfen, schlug sie rundweg mit den Worten ab: „Wo denkst du hin? Ich habe keinen Platz für dich; wärest du brav gewesen, so wäre es dir nicht so gegangen.“ Auch meine weinend vorgebrachte Bitte, wenigstens auf dem Boden schlafen zu dürfen, rührte sie nicht. Endlich — sie hatte für andere Leute ein Stück Reben zu bearbeiten — sagte sie zu mir: „Du kannst mit mir in die Reben kommen und dort ein wenig Unkraut jäten.“ Dorerst ging sie mit mir zu den Leuten, für die sie arbeitete und fing aufs neue an zu lamentieren. Ich weinte still in mich hinein und wagte fast nicht, die Stube zu betreten. Jetzt aber nahm mein Geschick eine unerwartet freundliche Wendung. Frau B. lud mich zum Abendessen ein, strich mir liebevoll über den Kopf und sagte leise zu mir: „Sei ruhig, du armes Kind, ich will deine Wege mit meinem Manne reben.“ Bald darauf trat dieser herein und bemerkte, als er mich sah: „Aha, da ist ja ein fremder Gast!“ Wiederum wollte meine Tante ihre Klagen und Schimpfsereien fortsetzen, allein Frau B. ließ sie nicht mehr zu Worte kommen, sondern ließ mich zu Tische sitzen, um mir den Hunger, den sie mir ansetzte, zu stillen. Die ungewohnten lieben Worte der fremden Frau bewegten mich so, daß ich in hemmungsloses Weinen ausbrach. Auch der Hausvater rebete mir freundlich zu, mich zu beruhigen und mich satt zu essen. Zu meiner freudigen Ueberraschung sagte er: „Wenn deine Tante keinen Platz für dich hat, so bleibst du eben vorläufig bei uns, das Weitere wird sich finden.“ Vor freudiger Aufregung brachte ich kein Wort heraus. Aber ich drückte den beiden Leuten die Hand. Am liebsten hätte ich sie umarmt, wagte aber doch nicht, es zu tun. Nun verließ uns meine Tante. Nach dem Essen fragte mich Frau B., ob ich striden könne, und als ich es freudig bejahte, gab sie mir gleich Gelegenheit, meine Kunst zu zeigen; wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich vierhändig gestrickt.

Anderntags sagte der Hausvater zu mir: „Du kannst während des Winters bei uns bleiben, meine Frau hat Schmerzen in den Händen und mag darum das Striden nicht ertragen; auch ohne dies kannst du ihr in dem und jenem ein bißchen an die Hand geben.“ Vor Glück hätte ich aufzuschreien mögen.

Meine neue Pflegemutter war die Güte selber gegen mich; nie schimpfte sie mich aus. Beim gemeinsamen Rebrock sagte sie öfters zu mir: „Aber, Kind, wirst du denn nie müde?“ Ich wurde von ihr reichlich mit Kleidern versorgt. Das eine Mal standen morgens vor meinem Bett neue Schuhe, ein andermal bekam ich Wolle zu Strümpfen und einen Unterrod. Auch ein Sonntagsgewand und eines für den Schulbesuch ließ sie mir durch die Schneiderin machen, und wenn ich dann äußerte: „Sie dürfen nicht soviel Geld für mich ausgeben“, beschwichtigte sie mich mit dem Hintzels auf meinen Fleiß.

Eines aber betrübte mich: ich sah die gute Frau mehrmals weinen. Auf meine ängstliche Frage, ob sie meinerwegen Kummer habe, erwiderte sie: „Ach nein. Ich kann dir den Grund nicht sagen, du würdest es nicht verstehen.“ Aber die Ursache ihrer Tränen war daran schuld, daß ich das sriebliche Heim kurz vor meiner Konfirmation verlassen mußte.

Meine unvergeßliche Wohlthäterin wurde 91 Jahre alt. So lange sie lebte, habe ich sie regelmäßig besucht und in ihr meine Mutter ver-

ehrt. Ihr Bild hängt noch heute — ich zähle 74 Jahre — in meinem Schlafzimmer.

Bei Schlimmes habe ich in meiner Jugend durchgelebt, aber auch den Beistand Gottes erfahren. —

## Auch eine Heldin des Alltags

(Wahrheitsgetreues Interview mit einer kinderreichen Schweizer-Mutter)

„Nun, liebe Frau L., ich habe erfahren, daß bei Ihnen ein Besuch angekommen ist, da kann man wohl gratulieren. Sie sind aber nun bald eine recht große Familie. Soviel ich gehört habe, ist dieses wohl schon das 10. Kind, nicht wahr?“

„O, nein, 10 haben wir jetzt noch. Dies ist schon mein dreizehntes Kind. Drei sind uns leider gestorben.“

„Was? — dreizehn haben Sie schon gehabt? — Wie ist denn das möglich? Sie kleine Frau, wie haben Sie denn das alles bewältigen können?“

„Ja, es ist nicht leicht, so viele Kinder zu bekommen und aufzuziehen. Aber denken Sie, meine Mutter hat 14 gehabt. Es ist alles nicht so schlimm, wenn man nur dabei gesund ist.“

„Na, Sie scheinen mir auch nicht gerade die Gesündeste zu sein.“

„Nein, ich bin leider sehr viel krank.“

„Wo fehlt es denn?“

„Na, was soll ich sagen, so ziemlich überall. Am aller schlimmsten ist ja das Gallensteinleiden. Die fürchterlichen Schmerzen überfallen mich immer so ganz plötzlich. O, das ist entsetzlich.“

„Tun Sie denn gar nichts dagegen?“

„Doch, vor Jahren hab' ich öfter den Arzt gehabt. Aber wir armen Leute können auch nicht wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt springen. Man wartet und wartet, bis es dann nachher zu schlimm ist. Man kann sich eben nicht schonen. Ich war auch schon lungenkrank.“

„Und dann bekommen Sie immer noch Kinder? Und geht es leicht?“

„O, es geht gewöhnlich sehr schwer. Besonders die langen Monate vorher habe ich jeweils sehr viel Schmerzen zu leiden und bin immer so müde dabei. Aber da hilft ja kein Klagen. Ich muß durchhalten. Der liebe Gott hat uns ja auch noch immer gnädig durchgeholfen. Wie sollte es geben, wenn man nicht sein Vertrauen auf Gott setzt! Wenn es auch eine schwere und bange Zeit ist, man freut sich doch jedesmal sehr auf ein Kindchen.“

„Sind die Kinder immer gesund?“

„O, was denken Sie? Das ist ja gerade das Schlimmste. Man hat fast immer ein paar krank. Das wechselt beständig ab. Jetzt haben sie wieder den Keuchhusten. Das Luisli war leßthin drei Wochen im Spital und hat zwei Operationen durchgemacht. Dann bekam das Kleinste die Lungenentzündung. Im Nachbarort ist jetzt die Kinderlähmung ausgebrochen. Ach Gott, ich habe ja so schreckliche Angst vor der Ansteckung. Gede Gott, daß wir doch wenigstens davon verschont bleiben. Man kommt nicht aus der Sorge heraus. Raum war also das Kleinste wieder besser, da mußte ich ins Frauenspital. Als ich am 11. Tage zurückkehrte, war es keine Freude wie sonst, denn zwei unserer Buben hatten inzwischen Scharlach bekommen und mußten gleich am Abend ins Spital. Sie können sich meine Aufregung denken. Es geht ihnen beiden jetzt aber ganz erträglich und wir hoffen, daß sie wieder besser werden.“

„Ja, und jetzt haben die Kleinen noch den Keuchhusten?“

„Leider. Hier landaus, landab herrscht der Keuchhusten. Ich glaubte, ich könnte ihn noch verwehren, aber es war einfach nicht möglich. Das geht manchmal schrecklich zu in der Nacht, wenn eins nach dem anderen aufwacht und hustet. Sie müssen dann gewöhnlich noch brechen. Ich selbst komme daher auch selten zum rechten Schlaf. Oft leide ich so an Kopfschmerzen, daß ich meine, ich müßte den Verstand verlieren.“

„O, Sie Arme, da müssen Sie aber unbedingt zum Arzt gehen.“

„Ich war schon fort. Der Arzt hat gesagt, es läme von den Zähnen her. Habe mir nämlich neulich 10 Zähne auf einmal ziehen lassen. Es sollten nur vier sein. Aber ich hatte jahrelang so Angst vor dem Zahnarzt, daß ich nicht ging und nun sind sie so schlecht geworden. Da hat er gleich alle auf einmal genommen. Aber nachher waren die Schmerzen ganz fürchtbar.“

„Ja, das glaub' ich. Haben Sie eine Hilfe für den Haushalt?“

„O nein, was denken Sie? Wie sollten wir das bezahlen? Wir sind froh, wenn wir eben das tägliche Brot haben.“

„Ja, wie werden Sie denn überhaupt fertig mit der Arbeit?“

„Ich muß! Ich muß! Die zwei großen Buben, 14- und 16jährig, helfen oft putzen und Geschirr abwaschen. Auch holen sie mir alles herbei. Sie sind sehr fleißig. Das hilft schon viel. Ich muß ja auch noch oft mit ins Feld, im Sommer muß ich morgens früh um 5 Uhr manchmal hinaus, um beim Heuen und bei den Kartoffeln zu helfen.“

„Dann haben Sie es aber wirklich schwer.“

„Das schon, aber man darf sich nicht beklagen. Wenn man nur gesund ist, dann ist das alles nicht so schlimm. Ach Gott, wenn ich doch auch einmal wieder richtig gesund würde! Ich hoffe immer noch. Aber das Gallensteinleiden ist sehr hartnäckig. Wenn Sie wüßten, was ich dagegen schon alles gedoktert habe. O, was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen nun die ganze Zeit etwas vorgelaggt habe. Ich wollte aber gar nicht klagen. Der liebe Gott hilft uns schon weiter. Es ist ja überhaupt eine große Gnade, wenn man nur das tägliche Brot hat und das bekamen wir ja bis heute noch immer.“

„Was tut denn Ihr Mann?“

„Ich habe einen guten Mann. Er hat ja genug Arbeit im Felde. Aber wenn ich krank bin, hilft er auch im Hause.“

„Können Sie die nötigen Kleider und die Schuhe für die Kinder beschaffen?“

„Daran fehlt es allerdings manchmal. Wir können eigentlich nie etwas kaufen. Wer hier und da, wenn die Not gerade am größten ist, schickt uns irgendein lieber Mensch einige getragene Sachen. Ich kann alles umändern und ausbessern, wenn ich es auch bei Nacht tun muß. Das ist dann allemal eine ganz große Freude, wenn ein Paket kommt.“

„Wie ist es denn zu Weihnachten? Können Sie den Kindern auch etwas schenken?“

„Unsere Kinder sind gar nicht daran gewöhnt. Wir holen immer ein kleines Bäumchen aus dem Wald und behängen es mit roten Äpfeln. Dann gibt's noch für jedes Kind ein oder zwei Beggli. Einmal schickte uns eine Dame gerade zu Weihnachten getragene Kleider und Schuhe, auch Bilder, eine Puppe und einen Ball. Da hätten Sie sich die Freude der Kinder ansehen sollen. O, das war ein Fest.“

„Nun, meine liebe Frau L., ich sehe, daß Sie trotz der Angst vor dem Zahnarzt eine ganz tapfere Frau sind. Vielleicht kann ich auch noch etwas für Sie tun. Verlieren Sie weiterhin nicht Ihr Gottvertrauen. Es ist ein starker Halt in allen Nöten des Lebens.“

Auf Wiedersehen.

Anni S.“

